

Abgeschnitten, eingezäunt

Autor(en): **Anderes, Dagmar**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **74 (1999)**

Heft 12: **Liegt Schnee vor der Tür, stürmen die Kinder ins Freie :
Schneemänner bauen, Höhlen graben, Flocken fangen oder
einfach herumtollen**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-106812>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Abgeschnitten, eingezäunt

Im Herbst 1992 wurden in Embrach zwei Durchgangszentren für Asylbewerber/innen eröffnet. Sie bieten Platz für je 120 Personen. Jedes der Heime besteht aus zwei Bauten, in denen nebst den Zimmern eine Grossküche sowie mehrere Aufenthalts- und Spielräume untergebracht sind. Auch die Toiletten und die Waschküche teilen sich die Bewohner/innen. Ein dritter Bau stellt jeweils den Verwaltungs- und Schultrakt dar. Die drei Pavillons sind zu einem Hof gruppiert.

Das besuchte Durchgangsheim in Embrach ist eines von rund 30 Zentren der Asylorganisation Zürich, in dem die Bewerber/innen zwischen vier bis sechs Monate leben, bevor sie einer Gemeinde zugewiesen werden.

Text: Dagmar Anderes

Fotos: Heinz Dolderer



Beim Eingang, dort, wo die Fenster das Licht hineinlassen, haben die Frauen eine Sitzzecke eingerichtet.

Im Zürcher Unterland, eingebettet zwischen die Abhänge des Blauen und des Dettenberges, liegt Embrach, ein Dorf mit 7000 Einwohner/innen. Die Psychiatrische Klinik Hard mit Personalhaus, eine Drogenentzugsstation und zwei Durchgangsheime für Asylbewerber/innen gehören ebenfalls zum Ort. Die Bahnlinie, eine Hauptstrasse und die Industrie schneiden sie allerdings vom Dorf ab, so ist ein eigentliches Ghetto entstanden.

Ängste beim Klinikpersonal

Eine knappe Viertelstunde Fussmarsch vom Bahnhof, und ich stehe vor den drei gelben, zu einem Hof angeordneten Pavillons, die das DZ I (Durchgangszentrum I) bilden. An diesem sonnigen Septembermittag sitzen auf dem Vorplatz drei Jungen. Als sie mich wahrnehmen, unterbrechen sie ihr Spiel, schauen neugierig und grüssen fröhlich. Eine ältere Frau überquert den Hof. In ihrem Blumenrock, dem weiten Pullover und dem Kopftuch erinnert sie an eine süditalienische Dorfbewohnerin. Den Zaun, der die Anlage umgibt, hat eine Bewohnerin zweckentfremdet: bunte Blumen und T-Shirts hängen dort zum Trocknen. Eigentlich ist er als Schutz für die Bewohner/innen des Personalhauses der Klinik gedacht.

Als das Personal der Psychiatrischen Klinik Hard zu Beginn der 90er Jahre über die Planung eines Durchgangszentrums für Asylbewerber/innen orientiert wurde, äusserte es grosse Bedenken. Besonders bei den Bewohner/innen des Personalhauses habe das Vorhaben Ängste ausgelöst,

erinnert sich Jürg Schaefer, Verwaltungsdirektor der Klinik Hard. Fast alle Schweizer/innen zogen aus. Kritisiert wurde vor allem die Anzahl der Unterkünfte und der Standort: «Was uns erschreckt, (...) ist die unglaubliche Zahl von 360 Menschen, die wie ein Keil zwischen Personalhaus und Klinik eingezwängt werden», schrieb das Personal in einer Petition an Peter Wiederkehr, der als Gesundheits- und Fürsorgedirektor sowohl für die Unterbringung von Asylsuchenden wie auch für die Psychiatrische Klinik Hard zuständig ist. Peter Wiederkehr strich daraufhin den geplanten Reserveraum für 120 Asylsuchende. Die verbleibenden 240 Plätze teilte man auf zwei Zentren auf, ein Heim kam vor, das andere hinter das Personalhaus zu liegen. Auf die Ängste reagierte man weiter mit einer Umzäunung der Zentren, und die Klinik Hard führte einen Begleitservice ein: Wer nach der Spätschicht nicht alleine ins Personalhaus hinübergehen will, wird begleitet.

«Man vergisst die Leute dort unten einfach»

Dori Züllig, Embracherin

Im Januar 1993 zogen die ersten Asylbewerber/innen ein, bald schon beruhigte sich die Stimmung. Bis heute reden die Bewohner/innen des Personalhauses und die Leute der Zentren jedoch kaum miteinander, von gegenseitigen Besuchen ganz zu schweigen. «Der Grossteil unseres Personals sieht in den Asylbewerber/innen künftige Konkurrenten auf dem Arbeitsmarkt», sagt Jürg Schaefer. Von Solidarität selbst mit den eigenen Landsleuten sei absolut nichts zu spüren. Dagegen ist die Beziehung zwischen Klinikleitung und jener der Durchgangsheime gut, man arbeitet zusammen, etwa wenn Asylbewerber/innen unter einem Kriegs-



Nach dem Mittagessen, bevor die Schule beginnt, spielen die Kinder auf der Wiese zwischen den Unterküften.

trauma leiden. Die Heimbewohner/innen dürfen ausserdem das Hallenbad der Klinik benutzen.

Im Dorf selbst verursachte die Eröffnung des Zentrums keinen Wirbel, wahrscheinlich nicht zuletzt, weil die Gemeinde einen Vorteil herausholen konnte: sie knüpfte ihr Einverständnis fürs Heim an die Bedingung, keine zusätzlichen Asylbewerber/innen mehr aufnehmen zu müssen.

Auch heute bleiben die 240 Frauen, Männer und Kinder, die jeweils während mehrerer Monate in den Pavillons auf dem Klinik-Areal leben, von den Embracher/innen unbeachtet. «Man vergisst die Leute dort unten», meint Dori Züllig, die im Dorf wohnt und arbeitet. Allenfalls nehme man die Asylbewerber/innen – vor allem die Dunkelhäutigen – am Bahnhof oder beim Einkaufen wahr, aber Gespräche ergäben sich nicht. Das wäre möglicherweise anders, läge das Heim zentraler. «Wir müssen nehmen, was angeboten wird», sagt Thomas Graf, Informationsbeauftragter der Asylorganisation für den Kanton Zürich. Und das Angebot bestand in diesem Fall auf dem Klinikareal, da der Kanton dort über eigenes Land verfügte.

Für vier Personen 17 m²

Für Ursula Schlatter, Leiterin des DZ I, hat die Abgeschiedenheit auch Vorteile. Dank der Lage am Waldrand könnten die Familien schöne Spaziergänge unternehmen. Gleichzeitig lasse man die Leute hier in Ruhe, Anschläge aufs Zentrum seien keine verübt worden. Auf einem Rund-

gang zeigt Ursula Schlatter, wie die 120 Leute, davon 51 Kinder, in ihrem Zentrum leben:

In der Grossküche bereiten die Asylbewerber/innen ihr Essen zu; jede Familie, jede Einzelperson kocht für sich. Umso erstaunlicher ist die Ordnung: Weder gebrauchte Pfannen noch benutzte Teller türmen sich in der Spüle. Von der Küche führt Ursula Schlatter in den Wohntrakt. Links und rechts eines breiten Gangs liegen die Zimmer, ganz am Ende befinden sich die gemeinsamen Duschen (jeweils sechs für 60 Personen) und Toiletten. Schmutzig sind sie, und es stinkt. Das sei erst seit der Ankunft einer neuen Grossfa-

milie so, sagt Ursula Schlatter. Deren Kinder seien nicht gewohnt, Sitztoiletten zu benutzen. Mehr als einmal hätten sie ihr Geschäft auch einfach hinter dem Haus verrichtet.

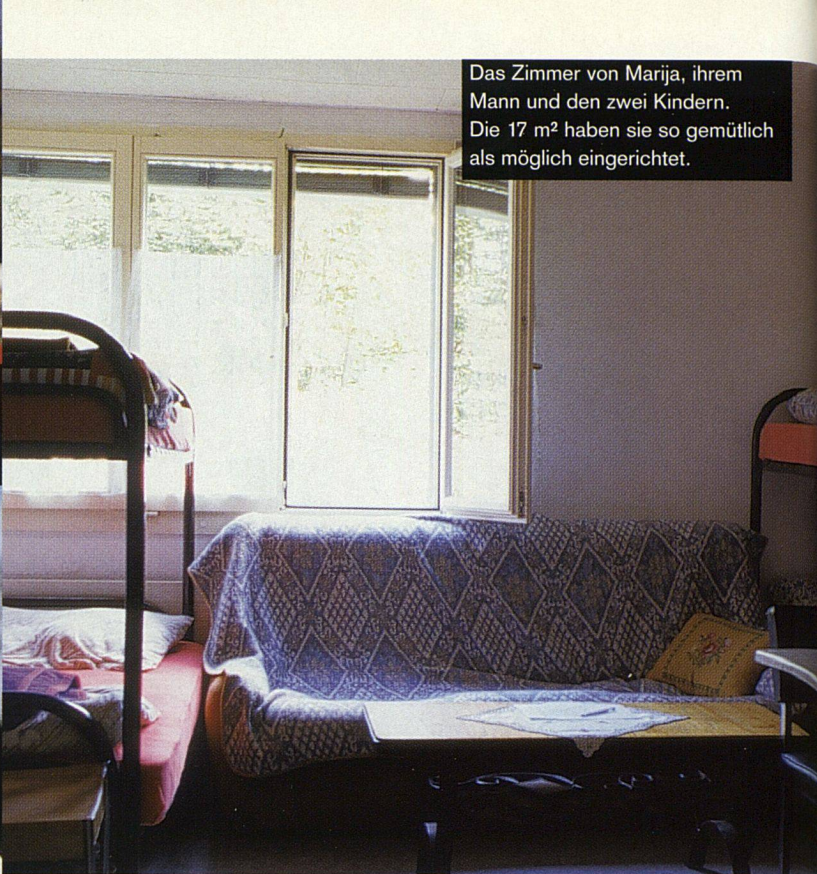
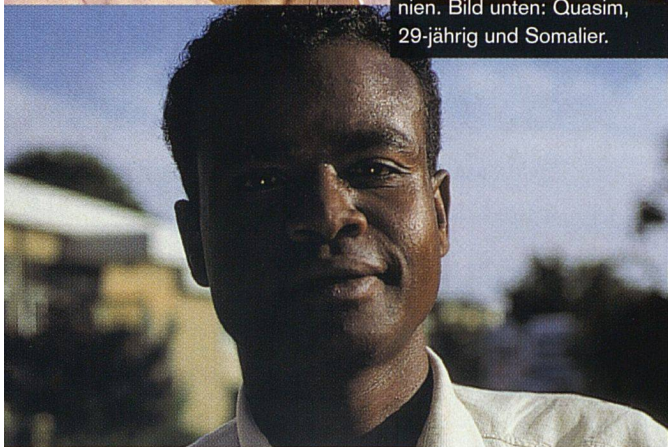
Beim Eingang, dort, wo Licht durch eine Glastür dringt, haben sich drei Frauen eine Sitzzecke eingerichtet. Offenbar fühlen sie sich hier wohler als im Aufenthaltsraum. «Mir gefällt, wie sich die Leute die Räume aneignen», sagt Ursula Schlatter. Eine der drei Frauen lädt uns zum Kaffee ein. Zu Beginn hatte Ursula Schlatter Mühe gehabt, die zahlreichen Einladungen und Geschenke in Form von Selbstgebackenem anzunehmen. Inzwischen habe sie gelernt, dass dies besonders bei Menschen aus den Balkanländern üblich sei. «Auch wenn sie selbst fast nichts haben, teilen sie alles.»

Marija S. hat ihr Zimmer so gut als möglich eingerichtet: Zwei Kajütenbetten, die ein kleines Sofa einklemmen, davor ein Salontisch und in der Ecke ein Wandschrank. Viel mehr

«Mir gefällt, wie sich die Leute die Räume aneignen» Ursula Schlatter, Zentrumsleiterin



Bild oben: Marija S. ist Kroatin und kommt aus Bosnien. Bild unten: Quasim, 29-jährig und Somalier.



Das Zimmer von Marija, ihrem Mann und den zwei Kindern. Die 17 m² haben sie so gemütlich als möglich eingerichtet.

hat in dem 17 m² kleinen Raum nicht Platz. Neben den Viererzimmern gibt es im Zentrum auch solche für sechs Personen (à knapp 22 m²) sowie ein Achterzimmer. Darin lebt zurzeit eine irakische Familie mit sieben Kindern, das jüngste kam vor zwei Wochen zur Welt.

Marija S. ist zufrieden mit ihrer Unterkunft. Es sei ja nur eine Übergangslösung – und besser als in Bosnien während des Kriegs. Bevor die Gewaltwelle den Balkan überrollte, lebte die Familie in einem dreistöckigen Haus mitten in der Stadt Bosanski Šamac. Marija arbeitete als kaufmännische Angestellte in einem Büro. Dann wurden sie vertrieben, gefoltert; ihr Mann verbrachte zwei Jahre in einem serbischen Gefangenenerlager, die Kinder mussten zeitweise für sich allein schauen.

Hoffnungen ändern nichts

Im Durchgangsheim fällt Marija durch ihren Einsatz auf. Täglich hilft sie der Primarlehrerin, welche die Kinder im Zentrum unterrichtet, indem sie zum Beispiel Mathe-Aufgaben überprüft. Den Abend, wenn die Hausarbeiten erledigt sind, verbringen sie und ihr Mann hie und da bei einem Schwatz mit den Nachbarn. Marija sagt, sie verstehe sich mit allen Bewohner/innen. Dabei leben hier Leute aus 15 verschiedenen Ländern. Die unterschiedlichen Kulturen führen indes nur selten zu Streit. Problematischer sei die Sozialisierung der einzelnen Familien und Menschen, sagt die Zentrumsleiterin. Jede Familie habe ihre eigene Kultur.

«Es wäre auch für Schweizer/innen schwierig, in einer Schicksalsgemeinschaft von 120 Personen zusammenzuleben.»

Umso mehr freut sich Ursula Schlatter über die normalerweise friedliche Atmosphäre. Freunde hat Marija allerdings im Zentrum keine. «Jeder ist mit sich selbst beschäftigt; die Wärme fehlt.»

«Jeder ist mit sich selbst beschäftigt, die Wärme fehlt» Marija S., Asylbewerberin

Vielleicht glaubt Marija auch nicht mehr an Freundschaft. Im Krieg hat sie erfahren, wie Menschen sich verändern. Und sie hat feststellen müssen, dass ihre Hoffnungen den Verlauf der Dinge nicht beeinflussen.

«Ich kann nicht sagen, was ich mir wünsche. Veränderungen ergeben sich einfach.» Tags zuvor hat die Familie negativen Bescheid erhalten: Ihr Asylantrag wurde abgelehnt. Jetzt wollen sie alles daran setzen, um in einem Drittstaat aufgenommen zu werden. Ein Zurück gebe es für sie nicht: Marija ist katholische Kroatin, ihr Mann muslimischer Bosnier. Je nach Wohnort bekäme sie oder er in der Heimat den Hass der Bevölkerung zu spüren.

Fähigkeiten erhalten und fördern

Wir verabschieden uns von Marija, stehen wieder im Freien, als ein Sprechchor einsetzt: «Schule, Schule, Schule». Es sind die Kinder, die vor verschlossener Türe darauf warten, dass die Lehrerin ihnen öffnet und der Unterricht beginnt. Auch die Erwachsenen müssen während der gesamten Aufenthaltszeit Lektionen in Deutsch und Lebenskunde besuchen. Diese Stunden füllen die Tage jedoch nicht aus, und



Am Zaun hängen die Bewohner/innen ihre Wäsche auf.

Manchmal vertreiben sich die Männer mit einer Partie Billard die Zeit.



arbeiten dürfen die Asylbewerber/innen von Gesetzes wegen nicht. Langweilig muss es ihnen trotzdem nicht werden: Jeder kann sich im Zentrum für einen Dienst melden: Putzen, die heimeigenen Velos vermieten, die Abfälle entsorgen oder den kleinen Laden betreiben. Die Bewohner/innen sorgen auch selbst für den Unterhalt ihres Heims, reparieren Schäden, streichen Wände und gestalten den Garten. «Wir wollen die Fähigkeiten der Leute erhalten und fördern. Damit verbessert sich ihr Selbstwertgefühl, was ihnen auch bei einer Rückkehr zugute kommt», nennt Ursula Schlatter als Ziel.

Ursula Schlatter erscheint es zudem wichtig, dass die Leute die Ressourcen ihrer Gemeinschaft nutzen, was sie auch tun: So hüten sie sich gegenseitig die Kinder, stehen einander in ihrer Trauer bei. Vor allem aber möchte die Zentrumsleiterin den Asylbewerber/innen Begegnungen mit der Bevölkerung ermöglichen. Diesem Zweck dient ein Einsatzprogramm, bei dem eine Gruppe Asylbewerber/innen lokalen Bauern bei der Wümmet (Weinlese) hilft. «Nach einem solchen Tag harter körperlichen Arbeit blühen die Männer richtig auf», sagt Ursula Schlatter. Gleichzeitig seien diese Einsätze eine Form von Öffentlichkeitsarbeit für Asylbewerber/innen.

Als Lohn für ihren Einsatz – im Zentrum oder ausserhalb – erhalten sie ein bescheidenes Taschengeld. Wer nur konsumiert, also kein Amt übernimmt, bekommt lediglich den Essensbetrag. Für eine Einzelperson beträgt dieser 112 Franken für zwei Wochen. Damit macht niemand grosse Sprünge. «Das Geld ist schon knapp», meint Qasim, ein 29-jähriger

Somalier, der seit acht Monaten im DZ I wohnt. Mit dem, was er dazu verdient, leistet er sich alle fünf, sechs Wochen einen Discobesuch, statt Bier gibt's dann Mineralwasser. Darüber lacht Qasim nur. Als störend empfindet er eher, dass er sich das Zimmer mit drei anderen Männern teilen muss. Vor allem nachts, wenn er keinen Schlaf findet, weil seine Zimmerkollegen schwatzen oder Radio hören, sehnt er sich nach einem eigenen Raum. Doch auch damit kann Qasim leben. Was ihn wirklich beschäftigt, ist der Gedanke an seine alte Mutter, die allein in Mogadischu lebt. Ihr Mann ist tot, mehrere Verwandte im Krieg umgekommen, und die übrigen Angehörigen haben das Land verlassen. Qasim hat keinen Kontakt zu ihr. «Was ist, wenn sie krank ist? Wer schaut dann nach ihr?» fragt er sich.

Kopfzerbrechen bereitet ihm ausserdem, wie er eine Stelle finden kann. Inzwischen besitzt er zwar den F-Ausweis (Statut: vorläufig aufgenommen), der ihn zum Arbeiten berechtigt, doch das nütze ihm wenig. Überall werde ein C- oder B-Ausweis verlangt. Sein drittes Problem sind die fehlenden persönlichen Ausweispapiere. Sie verunmöglichen es ihm, in ein anderes Land zu reisen.

Später an diesem Tag findet Ursula Schlatter im Büro einen Brief für Qasim, der seinen Transfer in eine Gemeinde ankündigt. Der junge Somalier freut sich sehr über diese Nachricht; er hofft, damit bessere sich auch seine Wohnsituation. Das war vor zwei Wochen – inzwischen ist Qasim bereits umgezogen. Wie es ihm am neuen Ort wohl geht?

[eXtra]

«Wer schaut nach meiner Mutter, wenn sie krank ist?» Qasim, Asylbewerber